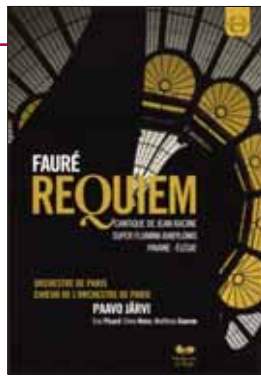


Auf die Pelle

Der Cellist Eric Picard spielt Faurés „Élégie“ mit edlem Ton, er formt schöne Bögen und weiche Farben. Aber müssen wir ihm dabei so auf die Pelle rücken? Und sehen, dass seine Krawatte etwas schief gebunden ist? Dass er den Mund manchmal wie ein Fisch bewegt?

Dieser Mitschnitt eines Fauré-Abends aus der Salle Pleyel zeigt wieder einmal, wie zweischneidig das Genre der gefilmten Konzerte ist. Einerseits erwarten wir natürlich irgendeinen Mehrwert im Vergleich zum Live-Erlebnis. Andererseits birgt aber gerade die Möglichkeit der Nahaufnahme die Gefahr der Entzauberung. Die Musik kann ihre Magie verlieren, wenn sie zu sehr nach Arbeit aussieht. So wie auch bei der Sopranistin Chen Reiss – eine hinreißende Erscheinung übrigens! –, die im berühmten „Pie Jesu“ aus dem Requiem manchmal ihre linke Oberlippe hochzieht oder andere sängerische Grimassen zieht. Solche Momente sind eher abtörend. Ansonsten bietet die Regisseurin Isabelle Soulard solides Handwerk mit den üblichen Kamerafahrten zum jeweiligen Ort des Geschehens. Auch musikalisch hinterlässt die Produktion einen eher gemischten



Eindruck. Der großartige Paavo Järvi dirigiert mit sanft schwingenden Bewegungen und inspiriert des Orchestre de Paris zu wunderbar „französischen“ Klängen; die Solisten Matthias Goerne und Chen Reiss singen sehr beseelt. Aber der Chor des Orchesters fällt deutlich ab, nicht nur, weil er für diese feingliedrige Musik zu groß besetzt ist. Die Pianissimo-Farben sind sehr anrührend, keine Frage. Aber (zu) viele Passagen klingen einen Tick zu tief – etwa im Tenor gleich zu Beginn – und nicht so homogen wie bei einem Spitzenensemble.

Marcus Stäbler

Szene	★★
Musik	★★★
Bild/Klang	★★★

Fauré, Pavane, Élégie, Super flumina Babylonis, Cantique de Jean Racine, Requiem; Chen Reiss, Matthias Goerne, Orchestre de Paris, Chœur de l'Orchestre de Paris, Paavo Järvi (2011); Euroarts/Naxos DVD 880242588784 (92')

Routinierter Goldberg

Im 10-minütigen Bonus-Interview erklärt Daniel Barenboim seinen Interpretationsansatz der „Goldberg-Variationen“, der nicht auf größeren Kontrasten in der Tempowahl oder der Dynamik beruhe. Vielmehr gehe es ihm darum, Unterschiede in der Artikulation und in den Klangfarben herauszuarbeiten. Er möchte dabei keinen Cembaloklang imitieren, sondern die verschiedenen Instrumente eines Orchesters (natürlich aus der Zeit Bachs und nicht Wagners) auf dem Flügel übertragen.

Man muss zugeben, dass Barenboims Wille mit seinem Spiel weitestgehend deckungsgleich ist. Ihm gelingt eine empfindsame, noble, klar strukturierte Version des berühmten Zyklus, wobei er zwar alle Wiederholungen spielt, diese aber leicht variiert. Die Regie der 1992 in den Münchner Bavaria-Studios aufgezeichneten Interpretation beschränkt sich weitestgehend auf einige wenige feste Kameraeinstellungen (Pianist im Profil, Hände in Nahaufnahme, Finger und Tastatur von unten, Gesicht in Nahaufnahme), konzentriert sich sozusagen auf das Wesentliche. Alles in allem wirkt dieser Goldberg also gekonnt und geschmackvoll,



aber auf die Dauer auch ein bisschen routiniert und langweilig. Man muss nicht die zig hochrangigen CD-Aufnahmen des Zyklus zum Vergleich heranziehen. Es reicht, Rosalyn Turecks höchst intensiven Konzertmitschnitt aus St. Petersburg von 1995 (VAI) zu hören, aus dem die Weisheit einer lebenslangen Beschäftigung mit dem Werk spricht, um den Unterschied zwischen „gut“ und „hervorragend“ zu erfahren. Filmisch wie musikalisch überlegen und daher empfehlenswerter ist übrigens auch die Interpretation von Andrea Bacchetti (Arthaus), der Bach um einiges freier und lebendiger als Barenboim spielt.

Gregor Willmes

Musik	★★★
Bild/Klang	★★★

Bach, Goldberg-Variationen; Daniel Barenboim (1992); Euroarts/Naxos DVD 88024266786 (100')

Foto: Wikipedia



Goldberg-Variationen

Die genaue Entstehungszeit der „Goldberg-Variationen“ ist ungewiss. Zum ersten Mal erschienen ist das Werk unter dem Titel „Clavier Übung bestehend in einer ARIA mit verschiedenen Veränderungen“ 1741 in Nürnberg. Der Name „Goldberg-Variationen“ etablierte sich erst im 19. Jahrhundert. Er geht zurück auf den Namen des Cembalisten Johann Gottlieb Goldberg, der seinem Dienstherrn Hermann Carl von Keyserlingk (Foto) in dessen schlaflosen Nächten daraus vorgespielt haben soll.

Mahler-Fest

Laibach, Olmütz, Wien, Kassel, Prag und zuletzt Leipzig. Gustav Mahlers Wanderjahre endeten nicht nur im einstigen Zentrum des konservativen Musiklebens, sondern mündeten auch in einer schwierigen Rivalität mit dem fünf Jahre jüngeren Arthur Nikisch an der Leipziger Oper. Nach nur zwei Spielzeiten (1886-1888) war selbst dieses Intermezzo vorüber – und dennoch hat es in Leipzig noch heute hörbare Spuren hinterlassen: Mahler vollendete hier seine erste Sinfonie und beschränkt damit einen Weg, der ihm schöpferisch neue Welten eröffnen sollte.

Vor diesem wie eine Episode erscheinenden Hintergrund ist es daher recht naheliegend, wenn der im letzten Jahr begangene 100. Todestag des Komponisten im Gewandhaus mit einem dicht gedrängten Aufführungszyklus gewürdigt wurde. Innerhalb von nur zwei Wochen erklangen sämtliche Sinfonien (einschließlich dem „Lied von der Erde“) mit wahrlich namhaften Orchestern aus nah und fern. Ein Marathon, von dem nun auf DVD Mitschnitte der Konzerte des Gewandhausorchesters unter der Leitung von Riccardo Chailly erschienen sind. Es hatte sich als sprichwörtliches Orchester-in-Residence der beiden unter auführungspraktischen Aspekten wohl gewichtigsten und logistisch herausforderndsten Werke angenommen: der bisweilen kernig-wuchtigen, am Ende überaus erhabenen „Auferstehungs-

Sinfonie“ (Nr. 2) und der hinter allem musikalischem Muskel-spiel tiefgründigen „Sinfonie der Tausend“ (Nr. 8).

Um es gleich vorwegzunehmen: Nicht nur der bewegten Massen wegen vermögen beide Aufnahmen tief zu beeindruckern. Es sind die überaus angenehme Mischung aus kompaktem Klang und trockener Akustik sowie die eher auf traditionelle Einstellungen setzende Bildregie, die überzeugen. Ohne hektische Schnitte bleibt gerade gegenüber dem Dirigenten ein wohlthuender Abstand gewahrt, so dass sich eine willkommene Balance zwischen weiträumiger Distanz und Opernglas-Nähe einstellt. Im ersten Moment kaum bewusst wahrnehmbare Akzente setzt überdies die Kostüm- und Lichtregie, die unaufdringlich den Orgelprospekt mit einbezieht. Musikalisch kommt Chaillys Deutung in beiden Fällen ganz ohne überzeichnende Extreme aus. Sie entfaltet sich im Tutti eher in pastos gezeichneten, kompakten Bildern („Veni creator“), ist aber in der zerklüfteten Faust-Szene auf strukturelle Durchhörbarkeit hin angelegt. Das breite, in sich stimmige und technisch sehr ausgeglichene eingefangene Spektrum an Klangfarben entfaltet schließlich gar Sogwirkung. Unklar bleibt allerdings, ob das sehr präzise agierende Fern-Orchester

bloß zugespielt wird. Bemerkenswert ist hingegen die Aufmerksamkeit, die Chailly den stark geforderten Chören entgegenbringt – hier bilden Gewandhauschor, MDR-Rundfunkchor, Berliner Rundfunkchor und der Chor der Oper Leipzig samt den Thomanern eine wahrhaft stimmungswaltige, wenn auch nicht immer klar artikulierende Einheit. Hier hilft bei Bedarf eine Untertitelung – während die Gesangstexte im Booklet überraschenderweise fehlen.

Michael Kube

Musik ★★★★★
Bild/Klang ★★★★★

Mahler, Sinfonie Nr. 2; Christiane Oelze, Sarah Connolly, Chöre, Gewandhausorchester Leipzig, Riccardo Chailly (2011); Accentus/Naxos DVD 4260234830170 (96')

Mahler, Sinfonie Nr. 8; Solisten, Chöre, Gewandhausorchester Leipzig, Riccardo Chailly (2011); Accentus/Naxos DVD 4260234830194 (92')



Foto: Archiv

Mahler in Leipzig

Während seiner zwei Jahre in Leipzig, von 1886 bis 1888, machte Gustav Mahler als Dirigent wie als Komponist seine ersten Schritte auf internationalem Niveau. Nicht nur fällt die Zeit seiner Tätigkeit als Dirigent an der Leipziger Oper mit der Entstehung der ersten Sinfonie zusammen. Auch beschäftigte sich Mahler hier zum ersten Mal mit den Gedichten aus „Des Knaben Wunderhorn“, deren Vertonungen noch heute zu seinen populärsten Werken zählen. Ein weiterer Meilenstein war die Vollendung der nachgelassenen Oper „Die drei Pintos“ von Carl Maria von Weber, die Mahler als Dirigent eigenhändig in Leipzig zur Uraufführung brachte.

Puccini auf Mährisch

Die Oper erfindet sich immer wieder neu – auch in ihrer Umsetzung auf der Bühne. Trotzdem gibt es aber auch hier manch Abgenutztes, Herumgereichtes. Doch selbst das Alte vermag immer wieder seinen Charme zu entfalten; sogar wenn es aus dem Giftschränk kommen sollte. Wie die DVD-Umschau dieses Monats ergeben hat.

Viele Operninszenierungen sind inzwischen ein wahrer Europudding. Die Ingredienzien kommen von überall, in einer Stadt werden sie angerührt und gelangen zur Premiere, dann wandert es wabbelnd weiter zu Koproduzenten und Leihstationen. Und irgendwo wird es dann aufgezeichnet. So wie Stéphane Braunschweigs „Jenufa“, die schon einige Jahre und Zwischenaufenthalte seit ihrer Pariser Premiere 1996 unter Simon Rattle auf dem Buckel hatte, bevor 2009 in Barcelona die Kameras eingeschaltet wurden. Die mährische Bauerntragödie ereignet sich hier zwischen kahlen Wänden. Ein rotes Leuchten und der Topf grünen Rosmarins als Zeichen ehelicher Treue sind schon alles an Farbtupfern im überraschungslos ablaufenden Betrugs- und Kindsmord-Geschehen. Also muss die Besetzung stark sein. Das ist sie unter dem in diesem Repertoirefeld nicht unbedingt erwartbaren Ivor Bolton, der einen warmen, blühenden Holzbläserston sucht, durchaus. Amanda Roocroft gibt der Titelrolle schon herb verblühende Jungmädchenfrische. Deborah Polaski ist eine nicht allzu böse, sich um schöne Vokallinien mühende Küsterin, zwischen den beiden Halbrüder-Rivalen Nikolai Shukoff und Miroslav Dvorsky brodeln das Testosteron. Als erstes Kennenlernen eines wunderbar intensiven Werkes taugt diese realistische Zurichtung durchaus.

Eine typische Marthaleri ereignet sich hingegen in der Salzburger Festspielinszenierung der „Sache Makropoulos“. Die komplizierte Erbstreitgeschichte, die

sich als Melodram um eine nicht sterben könnende Operndiva entpuppt, wird unter dem schweizerischen Regisseur zur verschlurften Ode der Langsamkeit in einem nussbaumfurnierten Breitwandgerichts-saal, wie er in seiner schnarchigen Seventies-Optik für Anna Viebrock typisch ist. Das Werk mutiert so zur surrealen Moritat über Ewigkeit und Vergeblichkeit – und konzentriert sich ganz auf die somnambulen Fähigkeiten seiner auch vokal gleißenden Hauptdarstellerin Angela Denoke, die wie ein bleicher Marlene-Dietrich-Vampir im Mondrian-Kleid dahin-

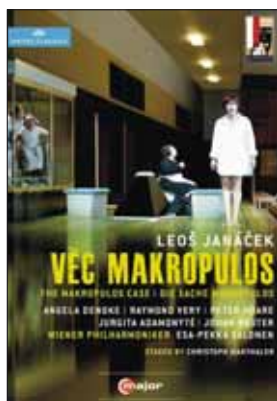
Der gruselige Großinquisitor und die iberische Träne

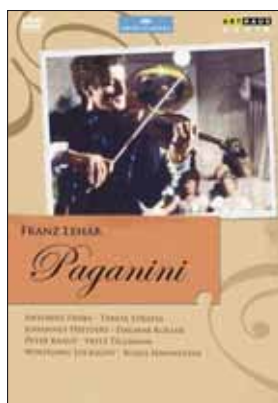
schwebt. Die weiteren Rollen sekundieren da nur noch gekonnt, doch enorm aufgewertet wird durch ihren gehärteten, aber auch süchtig schönen Tonfall die Partitur – Kompliment an die Wiener Philharmoniker und Esa-Pekka Salonen, bei denen es offensichtlich sehr schnell Janáček-Klick gemacht hat. So könnte Puccini auf Mährisch klingen – und das ist durchaus als Kompliment gemeint.

Gleich drei Aufzeichnungen künden von der Deutschen Oper Berlin heute und gestern, die im September ihren 100. Geburtstag begeht. Nachdem bereits der „Don Giovanni“ zur Eröffnung des Nachkriegshauses an der Bismarckstraße vorgelegt wurde, folgen jetzt, ebenfalls schwarz-weiß und von steinzeitlicher, aber digital gesäuberter Optik, ein „Fidelio“ und ein

„Don Carlos“ von 1963 bzw. 1965. Beide wurden schnörkellos librettokonform vom damaligen Intendanten Gustav Rudolf Sellner inszeniert, Wolfgang Sawallisch ist durchaus rar als zupackend disponierender Verdi-Dirigent zu erleben, bei Beethoven gelingt dem Routinier Arthur Rother eine ausgewogene, mehr als nur kapellmeisterliche Interpretation. Zweimal singt James King die Tenorhauptrolle, der Carlos liegt ihm bequem, beim Florestan stößt er an fein ummantelte Grenzen. Während seine Elisabeth vom nicht genug zu preisenden Haussopran Pilar Lorengar mit original iberischer Träne versehen wird, ist Christa Ludwigs Leonore in diesem einzigartigen Dokument vokal

wie darstellerisch eine Erfüllung. Welche Sängerin beherrscht aktuell diese Mischung aus vokaler Präzision und keusch-pathosgesättigter Durchdringung? Die Ludwig hat diese Killerpartie nur selten gesungen. Daneben ist ihr damaliger Ehemann Walter Berry ein ungewohnt schönstimmiger Pizarro, Joseph Greindl liegt Roccas nicht nur singspielhafter Biedersinn ebenso wie die liebeskalte Würde des König Philipp. Lisa Otto und Martin Vantin sind durchaus ernsthaft als Marzelline und Jaquino. Als Posa wiederholt Dietrich-Fischer Dieskau den Erfolg seines professionellen Operndebutts 1948 im Theater des Westens, wenngleich er natürlich rein deutsch tönt. Matti Talvela als gruseliger Großinquisitor und die Einspringerin Patricia Johnson als Eboli zeugen vom da-





mals hohen Besetzungsniveau des Hauses.

Mit ähnlichen Titeln wäre die Deutsche Oper heute wohl nur selten auf dem DVD-Markt konkurrenzfähig, also hat sich die Ex-Intendantin Kirsten Harms auf Raritäten verlegt – wie die zähe Griechenmär des späten Strauss, der den als Goldregen um eine Königstochter bühnenden Jupiter eigentlich im Geiste Offenbachs aufzäumen wollte. „Die Liebe der Danae“ wurde aber ein schwerfälliger Schinken, und so versucht die Regie, dem durch triste Nachkriegsödnis und den bald wieder erwachenden materiellen Hunger bei gleichzeitigem Ausverkauf der Kultur zu huldigen. Das ist ein wenig platt, aber durchaus effektiv, so dirigiert auch Andrew Litton die flutenden Klangwogen. Vokal bleiben die Sänger bis auf Matthias Klinks flexiblen Midas ihren schweren Rollen ein wenig schuldig. Manuela Uhl tut sich mit der Intonation schwer und bleibt passiv-blass, Mark Delavans Jupiter liefert nur eine Annäherung an die Figur.

Bergdoktors Jugendsünden und vergebliche Versuche im Saloon

Sentimental stimmt eine Aufzeichnung aus Brüssel von Massenets selten gegebenem Bassbariton-Schaustück „Don Quichote“. Als Opernritter von der gefasst traurigen Gestalt zelebriert die belgische Institution José van Dam altersmilde ihren Abschied von ihrem Stammhaus. Laurent Pelly inszeniert zwischen Papierbergen, derer man schnell etwas überdrüssig wird, mit gebremstem Komödienschau. Werner van Mechelen ist ein wenig schenkelklopfender Sancho Pansa und Sylvia Tro Santafé eine dezente Dulcinea. Für Farbe und Schwung sorgt aber Marc Minkowski, der die clevere, durchaus Verdis „Falstaff“ verwandte Partitur liebevoll zum Blühen und Glühen bringt. Lange lagen sie bei der Unitel im Giftschrank,

jetzt hat sich Arthaus erbarnt und einen Viererpack der meist von Bernd Grund auf Tanzmusiksound gebürsteten TV-Operetten der siebziger Jahre veröffentlicht. Da wechselt sich Horribles mit freiwillig und unfreiwillig Vergnüglichem, werden sämtliche Klischees des Genres in studioblassen Pappkulissen bedient, inszeniert von No-Name-Routinieren, mit nicht immer sattelfesten Diven, Buffos aus dem Schlagerfach und einer nicht enden wollenden Armada von Knallchargen. Sehr komisch ist freilich schon die große, unsäglich synchronisierte Teresa Stratas als Paganinis Fürstengeliebte, der von einem unbekannten Balkanschmalzsänger ölig verkörpert wird. Recht klassisch ist noch der bunte Bohème-Haufen in Kálmáns hier süßlich sentimentalisierte „Zirkusprinzessin“ mit einer edlen Ingeborg Hallstein und einem vokal schon steifen Rudolf Schock als Mister X. Piefig und gar nicht amerikanisch ist Leo Falls „Dollarprinzessin“ geraten, wo die Marika-Rökk-Tochter Gabriele Jakoby wie ihre verjüngte Mutter wirkt, „Bergdoktor“ Gerhard Lippert als Knödeltenor Jugendsünden begeht und Ingrid van Bergen vergeblich eine Saloon-Wirtin zu spielen versucht. Dagmar Koller, Johannes Heesters und Peter Kraus verzuckern brav den schmierigen „Paganini“, und Lehárs „Zigeunerliebe“ wirkt – obwohl von Václav Kaslík ambitioniert mit Außendrehn aufgewertet, in ihrem latenten Rassismus (der Zigeuner stiehlt und ist untreu) mehr als abgeschmackt. Obwohl hier Janet Perry, Collette Lorand (mit Mut zur Selbstironie) der unbekannte Ion Buzea und Adolf Dallapozza unter Heinz Wallbergs animierender Leitung große Zymbaloper probieren.

Manuel Brug

Janáček, Jenufa; Amanda Roocroft, Deborah Polaski, Nikolai Shukoff u. a.; Chor und Or-

chester des Teatro Real Madrid, Ivor Bolton. Regie: Stéphane Braunschweig (2009) Opus Arte/Naxos Blu-ray 809478070894 (128')
Janáček, Die Sache Makropoulos; Angela Denoke u. a., Wiener Staatsopernchor, Wiener Philharmoniker, Esa-Pekka Salonen. Regie: Christoph Marthaler (2011) Cmajor/Naxos DVD 814337010959 (118')
Beethoven, Fidelio; Walter Berry, James King, Christa Ludwig u. a., Chor und Orchester der Deutschen Oper Berlin, Arthur Rother. Regie: Gustav Rudolf Sellner (1963); Arthaus/Naxos DVD 807280159790 (124')
Verdi, Don Carlos; James King, Dietrich Fischer-Dieskau u. a., Chor und Orchester der Deutschen Oper Berlin, Wolfgang Sawallisch. Regie: Gustav Rudolf Sellner (1965); Arthaus/Naxos DVD 807280162196 (155')
Strauss, Die Liebe der Danae; Manuela Uhl, Mark Delavan, Matthias Klink u. a., Chor und Orchester der Deutschen Oper Berlin, Andrew Litton. Regie: Kirsten Harms (2011); Arthaus/Naxos Blu-ray 807280803297 (155')
Massenet, Don Quichote; José van Dam, Werner van Mechelen u. a., Chor und Orchester de la Monnaie, Marc Minkowski. Regie: Laurent Pelly (2010); Naïve/Indigo DVD 822186021477 (172')
Fall, Die Dollarprinzessin; Gabriele Jacoby, Gerhard Lippert, Ingrid van Bergen u. a., Symphonieorchester Kurt Graunke, Bert Grund. Regie: Klaus Überall (1971) Arthaus/Naxos DVD 807280162493 (87')
Kálmán, Die Zirkusprinzessin; Ingeborg Hallstein, Rudolf Schock, Jane Tilden u. a., Symphonieorchester Kurt Graunke, Werner Schmidt-Boelcke. Regie: Manfred R. Köhler (1969); Arthaus/Naxos DVD 807208159691 (111')
Lehár, Paganini; Teresa Stratas, Johannes Heesters, Peter Kraus u. a., Symphonieorchester Kurt Graunke, Wolfgang Ebert. Regie: Eugen York (1973); Arthaus/Naxos DVD 807280159295 (107')
Lehár, Zigeunerliebe; Janet Perry, Adolf Dallapozza, Collette Lorand u. a., Chor des Bayerischen Rundfunks, Münchner Rundfunkorchester, Heinz Wallberg. Regie: Václav Kaslík. (1974); Arthaus/Naxos DVD 807280159998 (88')